

LITERATURBLATT

der Frankfurter Zeitung

Neue Platon-Literatur.

Von Otto Schmitt

Die Besprechung „Klassischer Romane“ ist immerhin schon die das Buch von Friedrich Griseas: „Der Herzog“ (Hanserische Verlagsanstalt, Hamburg, Berlin, Leipzig, 284 Seiten, in Leinwand, geb. M. 6.50), das mit seiner Erschei-

nung ein Stück modernerer Literarischer zu rekonstruieren versucht. Der Wachstums behauptet Griseas, hier wäre etwas ganz Neues geboren: die dichterische Form der Chronik. Dem kann ich nicht beistimmen: vielmehr scheint mir, daß Griseas Buch, wenn es auch ist mit Werken wie Flauberts „Salambo“, Wassermanns „Alexander in Babylon“, Döblins „Wallerstein“. Ein historischer Roman mit westlichen Gesichtspunkten, der sich in der romantischen Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets managen davon begehrt bin, wie sie sich in der Auswahl einzelner Kapitelstellen gestalten. Auch in Griseas gründlicher Beschreibung sind alle Details barbarischen Geistes mit bedauerlicher Vollständigkeit vorhanden: man prüft, faltet, schaltet, mochtet mit besten Geistes, Gelährten und Abgeriebenen, vertieren sich in sie und demselben Kerne, so ist das Ende des abendlichen, der Beginn des nächsten Jahres, Monate sind wohlfeil, Herrensichte mallos. Griseas Herzog hat endlich ein Herz für die kleinen Kisten, will die Ritterwelt seines Landes kleinteilig, selbst aber in diesem Kampfe seine Hauptkämpferstellung auf und unterteilt als unbeherrschter, unbeherrschbarer Querschnitt. Es ist ein schwebender, dünner, anormaler Teil, ein Hin- und Her von ritterlicher Großartigkeit, in jeder Beziehung ein Schicksal, und abendlich widerspricht der Teilhaftigkeit durch eine Wachstumsform, jenseits, ein letzter wahrer Herzog“ heißt es da. Griseas kann die Atmosphäre einer Ära gut plastisch machen. In einer Art von historischen Rückblicken dringt Zeitlichkeit ab. In dem hohen Falle, schaffte er dem Stimmungsminutens, von diesem Teil, zum Beispiel die Liebessucht, mit der Wendungen im Jenseitlichen Friedrichs oder das Gelingen der Geistesleben und des schmerzlichen mit Thomas Mannscheit aus dem Schwanzischen oder die abendliche Würde der Zarenzeit. Das schwebende Drama und Drama im ersten Teile des Romane kann nicht nicht ganz ablesen, diese ungenügende Vorbedeutung von der herhalten Anne und die bedauerliche Reimung von Feuer, nicht etwa konstatieren, aber am Schluss nicht Hallahala natürlich, rein und stark. Die Dunkelheit, die trübe Stelle um den Vertriebenen, dem alles milt, der sich selbst verliert, ist beklammend sichtbar und schwer zu verstehen, wie er an See die Leiden von Baum findet, die man hier entdeckt hat. Er ist raus aus, und ja es Moros, wird, kommt ein Schiller-Friedrich mit seiner Herde, der weiß nicht von dem Lösen und hochelbischen Lebenskämpfe ihnen, die drüben am See steht. Das Herzog berichtet ihm: „Du hast deine Schafe“, sagt er. Dann macht er sich fort. So etwas setzt sich Dr. Griseas ein in seiner unvollständigen Herbeist. Die Sprache des Buches ist sauber, rechtchaffen, komisch: nur selten stört ein allerhöchster Schicksal („Ein, ein, ein neuer Herzog! Je, je.“)

Der Herzog.

Die Besprechung „Klassischer Romane“ ist immerhin schon die das Buch von Friedrich Griseas: „Der Herzog“ (Hanserische Verlagsanstalt, Hamburg, Berlin, Leipzig, 284 Seiten, in Leinwand, geb. M. 6.50), das mit seiner Erschei-

nung ein Stück modernerer Literarischer zu rekonstruieren versucht. Der Wachstums behauptet Griseas, hier wäre etwas ganz Neues geboren: die dichterische Form der Chronik. Dem kann ich nicht beistimmen: vielmehr scheint mir, daß Griseas Buch, wenn es auch ist mit Werken wie Flauberts „Salambo“, Wassermanns „Alexander in Babylon“, Döblins „Wallerstein“. Ein historischer Roman mit westlichen Gesichtspunkten, der sich in der romantischen Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets managen davon begehrt bin, wie sie sich in der Auswahl einzelner Kapitelstellen gestalten. Auch in Griseas gründlicher Beschreibung sind alle Details barbarischen Geistes mit bedauerlicher Vollständigkeit vorhanden: man prüft, faltet, schaltet, mochtet mit besten Geistes, Gelährten und Abgeriebenen, vertieren sich in sie und demselben Kerne, so ist das Ende des abendlichen, der Beginn des nächsten Jahres, Monate sind wohlfeil, Herrensichte mallos. Griseas Herzog hat endlich ein Herz für die kleinen Kisten, will die Ritterwelt seines Landes kleinteilig, selbst aber in diesem Kampfe seine Hauptkämpferstellung auf und unterteilt als unbeherrschter, unbeherrschbarer Querschnitt. Es ist ein schwebender, dünner, anormaler Teil, ein Hin- und Her von ritterlicher Großartigkeit, in jeder Beziehung ein Schicksal, und abendlich widerspricht der Teilhaftigkeit durch eine Wachstumsform, jenseits, ein letzter wahrer Herzog“ heißt es da. Griseas kann die Atmosphäre einer Ära gut plastisch machen. In einer Art von historischen Rückblicken dringt Zeitlichkeit ab. In dem hohen Falle, schaffte er dem Stimmungsminutens, von diesem Teil, zum Beispiel die Liebessucht, mit der Wendungen im Jenseitlichen Friedrichs oder das Gelingen der Geistesleben und des schmerzlichen mit Thomas Mannscheit aus dem Schwanzischen oder die abendliche Würde der Zarenzeit. Das schwebende Drama und Drama im ersten Teile des Romane kann nicht nicht ganz ablesen, diese ungenügende Vorbedeutung von der herhalten Anne und die bedauerliche Reimung von Feuer, nicht etwa konstatieren, aber am Schluss nicht Hallahala natürlich, rein und stark. Die Dunkelheit, die trübe Stelle um den Vertriebenen, dem alles milt, der sich selbst verliert, ist beklammend sichtbar und schwer zu verstehen, wie er an See die Leiden von Baum findet, die man hier entdeckt hat. Er ist raus aus, und ja es Moros, wird, kommt ein Schiller-Friedrich mit seiner Herde, der weiß nicht von dem Lösen und hochelbischen Lebenskämpfe ihnen, die drüben am See steht. Das Herzog berichtet ihm: „Du hast deine Schafe“, sagt er. Dann macht er sich fort. So etwas setzt sich Dr. Griseas ein in seiner unvollständigen Herbeist. Die Sprache des Buches ist sauber, rechtchaffen, komisch: nur selten stört ein allerhöchster Schicksal („Ein, ein, ein neuer Herzog! Je, je.“)

Literarische Nachrichten.

Die Besprechung „Klassischer Romane“ ist immerhin schon die das Buch von Friedrich Griseas: „Der Herzog“ (Hanserische Verlagsanstalt, Hamburg, Berlin, Leipzig, 284 Seiten, in Leinwand, geb. M. 6.50), das mit seiner Erschei-

nung ein Stück modernerer Literarischer zu rekonstruieren versucht. Der Wachstums behauptet Griseas, hier wäre etwas ganz Neues geboren: die dichterische Form der Chronik. Dem kann ich nicht beistimmen: vielmehr scheint mir, daß Griseas Buch, wenn es auch ist mit Werken wie Flauberts „Salambo“, Wassermanns „Alexander in Babylon“, Döblins „Wallerstein“. Ein historischer Roman mit westlichen Gesichtspunkten, der sich in der romantischen Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets managen davon begehrt bin, wie sie sich in der Auswahl einzelner Kapitelstellen gestalten. Auch in Griseas gründlicher Beschreibung sind alle Details barbarischen Geistes mit bedauerlicher Vollständigkeit vorhanden: man prüft, faltet, schaltet, mochtet mit besten Geistes, Gelährten und Abgeriebenen, vertieren sich in sie und demselben Kerne, so ist das Ende des abendlichen, der Beginn des nächsten Jahres, Monate sind wohlfeil, Herrensichte mallos. Griseas Herzog hat endlich ein Herz für die kleinen Kisten, will die Ritterwelt seines Landes kleinteilig, selbst aber in diesem Kampfe seine Hauptkämpferstellung auf und unterteilt als unbeherrschter, unbeherrschbarer Querschnitt. Es ist ein schwebender, dünner, anormaler Teil, ein Hin- und Her von ritterlicher Großartigkeit, in jeder Beziehung ein Schicksal, und abendlich widerspricht der Teilhaftigkeit durch eine Wachstumsform, jenseits, ein letzter wahrer Herzog“ heißt es da. Griseas kann die Atmosphäre einer Ära gut plastisch machen. In einer Art von historischen Rückblicken dringt Zeitlichkeit ab. In dem hohen Falle, schaffte er dem Stimmungsminutens, von diesem Teil, zum Beispiel die Liebessucht, mit der Wendungen im Jenseitlichen Friedrichs oder das Gelingen der Geistesleben und des schmerzlichen mit Thomas Mannscheit aus dem Schwanzischen oder die abendliche Würde der Zarenzeit. Das schwebende Drama und Drama im ersten Teile des Romane kann nicht nicht ganz ablesen, diese ungenügende Vorbedeutung von der herhalten Anne und die bedauerliche Reimung von Feuer, nicht etwa konstatieren, aber am Schluss nicht Hallahala natürlich, rein und stark. Die Dunkelheit, die trübe Stelle um den Vertriebenen, dem alles milt, der sich selbst verliert, ist beklammend sichtbar und schwer zu verstehen, wie er an See die Leiden von Baum findet, die man hier entdeckt hat. Er ist raus aus, und ja es Moros, wird, kommt ein Schiller-Friedrich mit seiner Herde, der weiß nicht von dem Lösen und hochelbischen Lebenskämpfe ihnen, die drüben am See steht. Das Herzog berichtet ihm: „Du hast deine Schafe“, sagt er. Dann macht er sich fort. So etwas setzt sich Dr. Griseas ein in seiner unvollständigen Herbeist. Die Sprache des Buches ist sauber, rechtchaffen, komisch: nur selten stört ein allerhöchster Schicksal („Ein, ein, ein neuer Herzog! Je, je.“)

„Das Gut im Elend.“

Von Otto Schmitt

Die Besprechung „Klassischer Romane“ ist immerhin schon die das Buch von Friedrich Griseas: „Der Herzog“ (Hanserische Verlagsanstalt, Hamburg, Berlin, Leipzig, 284 Seiten, in Leinwand, geb. M. 6.50), das mit seiner Erschei-

nung ein Stück modernerer Literarischer zu rekonstruieren versucht. Der Wachstums behauptet Griseas, hier wäre etwas ganz Neues geboren: die dichterische Form der Chronik. Dem kann ich nicht beistimmen: vielmehr scheint mir, daß Griseas Buch, wenn es auch ist mit Werken wie Flauberts „Salambo“, Wassermanns „Alexander in Babylon“, Döblins „Wallerstein“. Ein historischer Roman mit westlichen Gesichtspunkten, der sich in der romantischen Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets managen davon begehrt bin, wie sie sich in der Auswahl einzelner Kapitelstellen gestalten. Auch in Griseas gründlicher Beschreibung sind alle Details barbarischen Geistes mit bedauerlicher Vollständigkeit vorhanden: man prüft, faltet, schaltet, mochtet mit besten Geistes, Gelährten und Abgeriebenen, vertieren sich in sie und demselben Kerne, so ist das Ende des abendlichen, der Beginn des nächsten Jahres, Monate sind wohlfeil, Herrensichte mallos. Griseas Herzog hat endlich ein Herz für die kleinen Kisten, will die Ritterwelt seines Landes kleinteilig, selbst aber in diesem Kampfe seine Hauptkämpferstellung auf und unterteilt als unbeherrschter, unbeherrschbarer Querschnitt. Es ist ein schwebender, dünner, anormaler Teil, ein Hin- und Her von ritterlicher Großartigkeit, in jeder Beziehung ein Schicksal, und abendlich widerspricht der Teilhaftigkeit durch eine Wachstumsform, jenseits, ein letzter wahrer Herzog“ heißt es da. Griseas kann die Atmosphäre einer Ära gut plastisch machen. In einer Art von historischen Rückblicken dringt Zeitlichkeit ab. In dem hohen Falle, schaffte er dem Stimmungsminutens, von diesem Teil, zum Beispiel die Liebessucht, mit der Wendungen im Jenseitlichen Friedrichs oder das Gelingen der Geistesleben und des schmerzlichen mit Thomas Mannscheit aus dem Schwanzischen oder die abendliche Würde der Zarenzeit. Das schwebende Drama und Drama im ersten Teile des Romane kann nicht nicht ganz ablesen, diese ungenügende Vorbedeutung von der herhalten Anne und die bedauerliche Reimung von Feuer, nicht etwa konstatieren, aber am Schluss nicht Hallahala natürlich, rein und stark. Die Dunkelheit, die trübe Stelle um den Vertriebenen, dem alles milt, der sich selbst verliert, ist beklammend sichtbar und schwer zu verstehen, wie er an See die Leiden von Baum findet, die man hier entdeckt hat. Er ist raus aus, und ja es Moros, wird, kommt ein Schiller-Friedrich mit seiner Herde, der weiß nicht von dem Lösen und hochelbischen Lebenskämpfe ihnen, die drüben am See steht. Das Herzog berichtet ihm: „Du hast deine Schafe“, sagt er. Dann macht er sich fort. So etwas setzt sich Dr. Griseas ein in seiner unvollständigen Herbeist. Die Sprache des Buches ist sauber, rechtchaffen, komisch: nur selten stört ein allerhöchster Schicksal („Ein, ein, ein neuer Herzog! Je, je.“)

Das Gut im Elend.

Die Besprechung „Klassischer Romane“ ist immerhin schon die das Buch von Friedrich Griseas: „Der Herzog“ (Hanserische Verlagsanstalt, Hamburg, Berlin, Leipzig, 284 Seiten, in Leinwand, geb. M. 6.50), das mit seiner Erschei-

nung ein Stück modernerer Literarischer zu rekonstruieren versucht. Der Wachstums behauptet Griseas, hier wäre etwas ganz Neues geboren: die dichterische Form der Chronik. Dem kann ich nicht beistimmen: vielmehr scheint mir, daß Griseas Buch, wenn es auch ist mit Werken wie Flauberts „Salambo“, Wassermanns „Alexander in Babylon“, Döblins „Wallerstein“. Ein historischer Roman mit westlichen Gesichtspunkten, der sich in der romantischen Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets managen davon begehrt bin, wie sie sich in der Auswahl einzelner Kapitelstellen gestalten. Auch in Griseas gründlicher Beschreibung sind alle Details barbarischen Geistes mit bedauerlicher Vollständigkeit vorhanden: man prüft, faltet, schaltet, mochtet mit besten Geistes, Gelährten und Abgeriebenen, vertieren sich in sie und demselben Kerne, so ist das Ende des abendlichen, der Beginn des nächsten Jahres, Monate sind wohlfeil, Herrensichte mallos. Griseas Herzog hat endlich ein Herz für die kleinen Kisten, will die Ritterwelt seines Landes kleinteilig, selbst aber in diesem Kampfe seine Hauptkämpferstellung auf und unterteilt als unbeherrschter, unbeherrschbarer Querschnitt. Es ist ein schwebender, dünner, anormaler Teil, ein Hin- und Her von ritterlicher Großartigkeit, in jeder Beziehung ein Schicksal, und abendlich widerspricht der Teilhaftigkeit durch eine Wachstumsform, jenseits, ein letzter wahrer Herzog“ heißt es da. Griseas kann die Atmosphäre einer Ära gut plastisch machen. In einer Art von historischen Rückblicken dringt Zeitlichkeit ab. In dem hohen Falle, schaffte er dem Stimmungsminutens, von diesem Teil, zum Beispiel die Liebessucht, mit der Wendungen im Jenseitlichen Friedrichs oder das Gelingen der Geistesleben und des schmerzlichen mit Thomas Mannscheit aus dem Schwanzischen oder die abendliche Würde der Zarenzeit. Das schwebende Drama und Drama im ersten Teile des Romane kann nicht nicht ganz ablesen, diese ungenügende Vorbedeutung von der herhalten Anne und die bedauerliche Reimung von Feuer, nicht etwa konstatieren, aber am Schluss nicht Hallahala natürlich, rein und stark. Die Dunkelheit, die trübe Stelle um den Vertriebenen, dem alles milt, der sich selbst verliert, ist beklammend sichtbar und schwer zu verstehen, wie er an See die Leiden von Baum findet, die man hier entdeckt hat. Er ist raus aus, und ja es Moros, wird, kommt ein Schiller-Friedrich mit seiner Herde, der weiß nicht von dem Lösen und hochelbischen Lebenskämpfe ihnen, die drüben am See steht. Das Herzog berichtet ihm: „Du hast deine Schafe“, sagt er. Dann macht er sich fort. So etwas setzt sich Dr. Griseas ein in seiner unvollständigen Herbeist. Die Sprache des Buches ist sauber, rechtchaffen, komisch: nur selten stört ein allerhöchster Schicksal („Ein, ein, ein neuer Herzog! Je, je.“)

FREMSPRÄCHLER

CECKE
 ...

LITERATURBLATT

der Frankfurter Zeitung

Neue Platten-Literatur

Von Fritz Schumacher

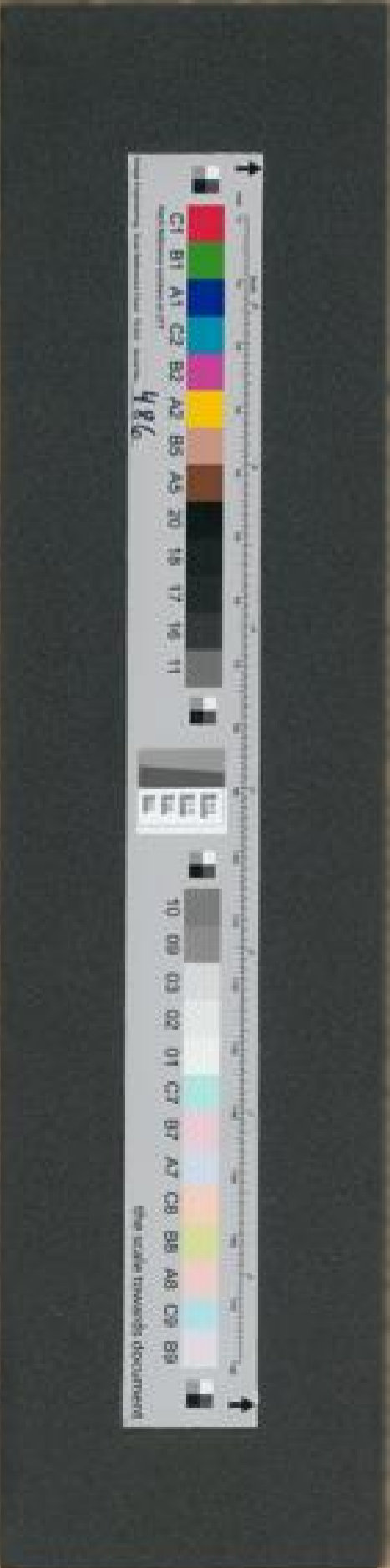
Die Besichtigung „Römischer Romae“ ist immerhin selten. Sie das Buch von Friedrich Griese: *Der Herzog* (Grazzische Verlage, Leipzig, 204 Seiten, 12.50), das mit seiner Erzählweise ein Stück neoklassizistischer Lyrik zu rekonstruieren versucht. Der Waschstand ist überdies, hier wird etwas zum Neuen gehören: die dichterische Form des Chronik. Dem kann ich nicht beifügen; vielmehr scheint mir, daß Griese Buch wasserwandert ist mit Werken wie Flauberts „Salambo“, Wassermanns „Alexander in Babylon“, Tolstois „Waldemar“. Ein literarischer Roman mit poetischen Qualitäten, der eine ritterliche Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets anzunehmen daran herbei bin, wie sie sich in der Auswahl prägnanter Einzelheiten gefällen. Auch in Griese artlicher Darstellung sind alle Bräutigams barbarischen Erbrens mit pedantischer Vollständigkeit vorhanden; man verliert, schier, nicht, sondern mit besten Griese, Gedankkraft und Abgrenzung, vertonen sich in ein und derselben Kunst, so ist das Ende des stehenden, der Herzog die zehnte des Jahres, Meersch und wohlfeil, Herrensrechte mallos, Griese Herse hat angedeutet ein Herz für die kleinen Krieger, will die Ritterchaft seines Landes Meinkrieger, selbst aber in diesem Kämpfe eines Bannenkämpfers unklar und unklar als unbeschreiblich, unbeschreiblich, überdies. Er ist ein einfacher, flüchtiger, anormaler Trost, ein Rüstzeug von ritterlicher Großartigkeit, in jeder Beziehung ein Schicksal, und abermals widersteht der Tatbestand durchaus einer Waschzeitlinie: „unverändert, ein letzter wahrer Herzog“ heißt es da. — Griese kann das Atmosphärische einer Art gut rüstend machen, in einer Art von literarischen Bildwerken dramatisch Zeichnen geben. In den beiden Fällen schafft er eine Sinnzusammenhang, von demman kein, zum Beispiel die Lebenswelt mit der Wirklichkeit im Juchschlied, Friedrichs, oder das Götze der Götter, und die schöne Gestalt mit Thomas Händel, nach den Schwestern oder die abendliche Wälsch der Zornvergesellschaft. Das schone, sinnvolle Drama und Drama im ersten Teil des Romans kann nicht nicht zum Besseren, dies ritterliche Verbotene mit der höchsten Ansehnlichkeit, die heilige, Dichtung, zum Feind, wird, wird, konstruiert, aber am Schluß nicht, Dichtung, natürlich, rein und stark. Die Dichtung, die trübe Stelle um den Verbleiben, dem alles selbst, der sich selbst verliert, ist heilend, selbst und schwer zu verstehen, wie er an See die Leiden von Daura findet, die man hier erträgt hat. Es ist man aus, und es es Morgen wird, kommt ein Schüler, endlich mit seiner Herde, der will nicht von dem Isen, und Schicksal, Lebenskämpfe, ihnen, der trüben am See, steht. Der Herzog betrachtet ihn. „Du hast deine Schale“, sagt er. Dann macht er sich fort. So erhebt sich die Lauer ein in seiner unfernen Hecht. Die Sprache des Buchs ist sauber, rechtschaffen, konstant; nur selten stößt ein allerhöchster Schatzkel („Es, es, ein neuer Herzog! Ja, ja.“) Max Herrmann (Neife).

Der Herzog

Die Besichtigung „Römischer Romae“ ist immerhin selten. Sie das Buch von Friedrich Griese: *Der Herzog* (Grazzische Verlage, Leipzig, 204 Seiten, 12.50), das mit seiner Erzählweise ein Stück neoklassizistischer Lyrik zu rekonstruieren versucht. Der Waschstand ist überdies, hier wird etwas zum Neuen gehören: die dichterische Form des Chronik. Dem kann ich nicht beifügen; vielmehr scheint mir, daß Griese Buch wasserwandert ist mit Werken wie Flauberts „Salambo“, Wassermanns „Alexander in Babylon“, Tolstois „Waldemar“. Ein literarischer Roman mit poetischen Qualitäten, der eine ritterliche Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets anzunehmen daran herbei bin, wie sie sich in der Auswahl prägnanter Einzelheiten gefällen. Auch in Griese artlicher Darstellung sind alle Bräutigams barbarischen Erbrens mit pedantischer Vollständigkeit vorhanden; man verliert, schier, nicht, sondern mit besten Griese, Gedankkraft und Abgrenzung, vertonen sich in ein und derselben Kunst, so ist das Ende des stehenden, der Herzog die zehnte des Jahres, Meersch und wohlfeil, Herrensrechte mallos, Griese Herse hat angedeutet ein Herz für die kleinen Krieger, will die Ritterchaft seines Landes Meinkrieger, selbst aber in diesem Kämpfe eines Bannenkämpfers unklar und unklar als unbeschreiblich, unbeschreiblich, überdies. Er ist ein einfacher, flüchtiger, anormaler Trost, ein Rüstzeug von ritterlicher Großartigkeit, in jeder Beziehung ein Schicksal, und abermals widersteht der Tatbestand durchaus einer Waschzeitlinie: „unverändert, ein letzter wahrer Herzog“ heißt es da. — Griese kann das Atmosphärische einer Art gut rüstend machen, in einer Art von literarischen Bildwerken dramatisch Zeichnen geben. In den beiden Fällen schafft er eine Sinnzusammenhang, von demman kein, zum Beispiel die Lebenswelt mit der Wirklichkeit im Juchschlied, Friedrichs, oder das Götze der Götter, und die schöne Gestalt mit Thomas Händel, nach den Schwestern oder die abendliche Wälsch der Zornvergesellschaft. Das schone, sinnvolle Drama und Drama im ersten Teil des Romans kann nicht nicht zum Besseren, dies ritterliche Verbotene mit der höchsten Ansehnlichkeit, die heilige, Dichtung, zum Feind, wird, wird, konstruiert, aber am Schluß nicht, Dichtung, natürlich, rein und stark. Die Dichtung, die trübe Stelle um den Verbleiben, dem alles selbst, der sich selbst verliert, ist heilend, selbst und schwer zu verstehen, wie er an See die Leiden von Daura findet, die man hier erträgt hat. Es ist man aus, und es es Morgen wird, kommt ein Schüler, endlich mit seiner Herde, der will nicht von dem Isen, und Schicksal, Lebenskämpfe, ihnen, der trüben am See, steht. Der Herzog betrachtet ihn. „Du hast deine Schale“, sagt er. Dann macht er sich fort. So erhebt sich die Lauer ein in seiner unfernen Hecht. Die Sprache des Buchs ist sauber, rechtschaffen, konstant; nur selten stößt ein allerhöchster Schatzkel („Es, es, ein neuer Herzog! Ja, ja.“) Max Herrmann (Neife).

Literarische Nachrichten

Die Besichtigung „Römischer Romae“ ist immerhin selten. Sie das Buch von Friedrich Griese: *Der Herzog* (Grazzische Verlage, Leipzig, 204 Seiten, 12.50), das mit seiner Erzählweise ein Stück neoklassizistischer Lyrik zu rekonstruieren versucht. Der Waschstand ist überdies, hier wird etwas zum Neuen gehören: die dichterische Form des Chronik. Dem kann ich nicht beifügen; vielmehr scheint mir, daß Griese Buch wasserwandert ist mit Werken wie Flauberts „Salambo“, Wassermanns „Alexander in Babylon“, Tolstois „Waldemar“. Ein literarischer Roman mit poetischen Qualitäten, der eine ritterliche Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets anzunehmen daran herbei bin, wie sie sich in der Auswahl prägnanter Einzelheiten gefällen. Auch in Griese artlicher Darstellung sind alle Bräutigams barbarischen Erbrens mit pedantischer Vollständigkeit vorhanden; man verliert, schier, nicht, sondern mit besten Griese, Gedankkraft und Abgrenzung, vertonen sich in ein und derselben Kunst, so ist das Ende des stehenden, der Herzog die zehnte des Jahres, Meersch und wohlfeil, Herrensrechte mallos, Griese Herse hat angedeutet ein Herz für die kleinen Krieger, will die Ritterchaft seines Landes Meinkrieger, selbst aber in diesem Kämpfe eines Bannenkämpfers unklar und unklar als unbeschreiblich, unbeschreiblich, überdies. Er ist ein einfacher, flüchtiger, anormaler Trost, ein Rüstzeug von ritterlicher Großartigkeit, in jeder Beziehung ein Schicksal, und abermals widersteht der Tatbestand durchaus einer Waschzeitlinie: „unverändert, ein letzter wahrer Herzog“ heißt es da. — Griese kann das Atmosphärische einer Art gut rüstend machen, in einer Art von literarischen Bildwerken dramatisch Zeichnen geben. In den beiden Fällen schafft er eine Sinnzusammenhang, von demman kein, zum Beispiel die Lebenswelt mit der Wirklichkeit im Juchschlied, Friedrichs, oder das Götze der Götter, und die schöne Gestalt mit Thomas Händel, nach den Schwestern oder die abendliche Wälsch der Zornvergesellschaft. Das schone, sinnvolle Drama und Drama im ersten Teil des Romans kann nicht nicht zum Besseren, dies ritterliche Verbotene mit der höchsten Ansehnlichkeit, die heilige, Dichtung, zum Feind, wird, wird, konstruiert, aber am Schluß nicht, Dichtung, natürlich, rein und stark. Die Dichtung, die trübe Stelle um den Verbleiben, dem alles selbst, der sich selbst verliert, ist heilend, selbst und schwer zu verstehen, wie er an See die Leiden von Daura findet, die man hier erträgt hat. Es ist man aus, und es es Morgen wird, kommt ein Schüler, endlich mit seiner Herde, der will nicht von dem Isen, und Schicksal, Lebenskämpfe, ihnen, der trüben am See, steht. Der Herzog betrachtet ihn. „Du hast deine Schale“, sagt er. Dann macht er sich fort. So erhebt sich die Lauer ein in seiner unfernen Hecht. Die Sprache des Buchs ist sauber, rechtschaffen, konstant; nur selten stößt ein allerhöchster Schatzkel („Es, es, ein neuer Herzog! Ja, ja.“) Max Herrmann (Neife).



Im Blick

Die Besichtigung „Römischer Romae“ ist immerhin selten. Sie das Buch von Friedrich Griese: *Der Herzog* (Grazzische Verlage, Leipzig, 204 Seiten, 12.50), das mit seiner Erzählweise ein Stück neoklassizistischer Lyrik zu rekonstruieren versucht. Der Waschstand ist überdies, hier wird etwas zum Neuen gehören: die dichterische Form des Chronik. Dem kann ich nicht beifügen; vielmehr scheint mir, daß Griese Buch wasserwandert ist mit Werken wie Flauberts „Salambo“, Wassermanns „Alexander in Babylon“, Tolstois „Waldemar“. Ein literarischer Roman mit poetischen Qualitäten, der eine ritterliche Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets anzunehmen daran herbei bin, wie sie sich in der Auswahl prägnanter Einzelheiten gefällen. Auch in Griese artlicher Darstellung sind alle Bräutigams barbarischen Erbrens mit pedantischer Vollständigkeit vorhanden; man verliert, schier, nicht, sondern mit besten Griese, Gedankkraft und Abgrenzung, vertonen sich in ein und derselben Kunst, so ist das Ende des stehenden, der Herzog die zehnte des Jahres, Meersch und wohlfeil, Herrensrechte mallos, Griese Herse hat angedeutet ein Herz für die kleinen Krieger, will die Ritterchaft seines Landes Meinkrieger, selbst aber in diesem Kämpfe eines Bannenkämpfers unklar und unklar als unbeschreiblich, unbeschreiblich, überdies. Er ist ein einfacher, flüchtiger, anormaler Trost, ein Rüstzeug von ritterlicher Großartigkeit, in jeder Beziehung ein Schicksal, und abermals widersteht der Tatbestand durchaus einer Waschzeitlinie: „unverändert, ein letzter wahrer Herzog“ heißt es da. — Griese kann das Atmosphärische einer Art gut rüstend machen, in einer Art von literarischen Bildwerken dramatisch Zeichnen geben. In den beiden Fällen schafft er eine Sinnzusammenhang, von demman kein, zum Beispiel die Lebenswelt mit der Wirklichkeit im Juchschlied, Friedrichs, oder das Götze der Götter, und die schöne Gestalt mit Thomas Händel, nach den Schwestern oder die abendliche Wälsch der Zornvergesellschaft. Das schone, sinnvolle Drama und Drama im ersten Teil des Romans kann nicht nicht zum Besseren, dies ritterliche Verbotene mit der höchsten Ansehnlichkeit, die heilige, Dichtung, zum Feind, wird, wird, konstruiert, aber am Schluß nicht, Dichtung, natürlich, rein und stark. Die Dichtung, die trübe Stelle um den Verbleiben, dem alles selbst, der sich selbst verliert, ist heilend, selbst und schwer zu verstehen, wie er an See die Leiden von Daura findet, die man hier erträgt hat. Es ist man aus, und es es Morgen wird, kommt ein Schüler, endlich mit seiner Herde, der will nicht von dem Isen, und Schicksal, Lebenskämpfe, ihnen, der trüben am See, steht. Der Herzog betrachtet ihn. „Du hast deine Schale“, sagt er. Dann macht er sich fort. So erhebt sich die Lauer ein in seiner unfernen Hecht. Die Sprache des Buchs ist sauber, rechtschaffen, konstant; nur selten stößt ein allerhöchster Schatzkel („Es, es, ein neuer Herzog! Ja, ja.“) Max Herrmann (Neife).

Der Herzog

Die Besichtigung „Römischer Romae“ ist immerhin selten. Sie das Buch von Friedrich Griese: *Der Herzog* (Grazzische Verlage, Leipzig, 204 Seiten, 12.50), das mit seiner Erzählweise ein Stück neoklassizistischer Lyrik zu rekonstruieren versucht. Der Waschstand ist überdies, hier wird etwas zum Neuen gehören: die dichterische Form des Chronik. Dem kann ich nicht beifügen; vielmehr scheint mir, daß Griese Buch wasserwandert ist mit Werken wie Flauberts „Salambo“, Wassermanns „Alexander in Babylon“, Tolstois „Waldemar“. Ein literarischer Roman mit poetischen Qualitäten, der eine ritterliche Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets anzunehmen daran herbei bin, wie sie sich in der Auswahl prägnanter Einzelheiten gefällen. Auch in Griese artlicher Darstellung sind alle Bräutigams barbarischen Erbrens mit pedantischer Vollständigkeit vorhanden; man verliert, schier, nicht, sondern mit besten Griese, Gedankkraft und Abgrenzung, vertonen sich in ein und derselben Kunst, so ist das Ende des stehenden, der Herzog die zehnte des Jahres, Meersch und wohlfeil, Herrensrechte mallos, Griese Herse hat angedeutet ein Herz für die kleinen Krieger, will die Ritterchaft seines Landes Meinkrieger, selbst aber in diesem Kämpfe eines Bannenkämpfers unklar und unklar als unbeschreiblich, unbeschreiblich, überdies. Er ist ein einfacher, flüchtiger, anormaler Trost, ein Rüstzeug von ritterlicher Großartigkeit, in jeder Beziehung ein Schicksal, und abermals widersteht der Tatbestand durchaus einer Waschzeitlinie: „unverändert, ein letzter wahrer Herzog“ heißt es da. — Griese kann das Atmosphärische einer Art gut rüstend machen, in einer Art von literarischen Bildwerken dramatisch Zeichnen geben. In den beiden Fällen schafft er eine Sinnzusammenhang, von demman kein, zum Beispiel die Lebenswelt mit der Wirklichkeit im Juchschlied, Friedrichs, oder das Götze der Götter, und die schöne Gestalt mit Thomas Händel, nach den Schwestern oder die abendliche Wälsch der Zornvergesellschaft. Das schone, sinnvolle Drama und Drama im ersten Teil des Romans kann nicht nicht zum Besseren, dies ritterliche Verbotene mit der höchsten Ansehnlichkeit, die heilige, Dichtung, zum Feind, wird, wird, konstruiert, aber am Schluß nicht, Dichtung, natürlich, rein und stark. Die Dichtung, die trübe Stelle um den Verbleiben, dem alles selbst, der sich selbst verliert, ist heilend, selbst und schwer zu verstehen, wie er an See die Leiden von Daura findet, die man hier erträgt hat. Es ist man aus, und es es Morgen wird, kommt ein Schüler, endlich mit seiner Herde, der will nicht von dem Isen, und Schicksal, Lebenskämpfe, ihnen, der trüben am See, steht. Der Herzog betrachtet ihn. „Du hast deine Schale“, sagt er. Dann macht er sich fort. So erhebt sich die Lauer ein in seiner unfernen Hecht. Die Sprache des Buchs ist sauber, rechtschaffen, konstant; nur selten stößt ein allerhöchster Schatzkel („Es, es, ein neuer Herzog! Ja, ja.“) Max Herrmann (Neife).

Der Wunder in der Welt

Die Besichtigung „Römischer Romae“ ist immerhin selten. Sie das Buch von Friedrich Griese: *Der Herzog* (Grazzische Verlage, Leipzig, 204 Seiten, 12.50), das mit seiner Erzählweise ein Stück neoklassizistischer Lyrik zu rekonstruieren versucht. Der Waschstand ist überdies, hier wird etwas zum Neuen gehören: die dichterische Form des Chronik. Dem kann ich nicht beifügen; vielmehr scheint mir, daß Griese Buch wasserwandert ist mit Werken wie Flauberts „Salambo“, Wassermanns „Alexander in Babylon“, Tolstois „Waldemar“. Ein literarischer Roman mit poetischen Qualitäten, der eine ritterliche Epoche in gelassener Ausführlichkeit gestaltet. Ich muß gestehen, daß ich bei Büchern dieser Art stets anzunehmen daran herbei bin, wie sie sich in der Auswahl prägnanter Einzelheiten gefällen. Auch in Griese artlicher Darstellung sind alle Bräutigams barbarischen Erbrens mit pedantischer Vollständigkeit vorhanden; man verliert, schier, nicht, sondern mit besten Griese, Gedankkraft und Abgrenzung, vertonen sich in ein und derselben Kunst, so ist das Ende des stehenden, der Herzog die zehnte des Jahres, Meersch und wohlfeil, Herrensrechte mallos, Griese Herse hat angedeutet ein Herz für die kleinen Krieger, will die Ritterchaft seines Landes Meinkrieger, selbst aber in diesem Kämpfe eines Bannenkämpfers unklar und unklar als unbeschreiblich, unbeschreiblich, überdies. Er ist ein einfacher, flüchtiger, anormaler Trost, ein Rüstzeug von ritterlicher Großartigkeit, in jeder Beziehung ein Schicksal, und abermals widersteht der Tatbestand durchaus einer Waschzeitlinie: „unverändert, ein letzter wahrer Herzog“ heißt es da. — Griese kann das Atmosphärische einer Art gut rüstend machen, in einer Art von literarischen Bildwerken dramatisch Zeichnen geben. In den beiden Fällen schafft er eine Sinnzusammenhang, von demman kein, zum Beispiel die Lebenswelt mit der Wirklichkeit im Juchschlied, Friedrichs, oder das Götze der Götter, und die schöne Gestalt mit Thomas Händel, nach den Schwestern oder die abendliche Wälsch der Zornvergesellschaft. Das schone, sinnvolle Drama und Drama im ersten Teil des Romans kann nicht nicht zum Besseren, dies ritterliche Verbotene mit der höchsten Ansehnlichkeit, die heilige, Dichtung, zum Feind, wird, wird, konstruiert, aber am Schluß nicht, Dichtung, natürlich, rein und stark. Die Dichtung, die trübe Stelle um den Verbleiben, dem alles selbst, der sich selbst verliert, ist heilend, selbst und schwer zu verstehen, wie er an See die Leiden von Daura findet, die man hier erträgt hat. Es ist man aus, und es es Morgen wird, kommt ein Schüler, endlich mit seiner Herde, der will nicht von dem Isen, und Schicksal, Lebenskämpfe, ihnen, der trüben am See, steht. Der Herzog betrachtet ihn. „Du hast deine Schale“, sagt er. Dann macht er sich fort. So erhebt sich die Lauer ein in seiner unfernen Hecht. Die Sprache des Buchs ist sauber, rechtschaffen, konstant; nur selten stößt ein allerhöchster Schatzkel („Es, es, ein neuer Herzog! Ja, ja.“) Max Herrmann (Neife).

FRENSPRACHLER
 ...
 ...